

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 3

Artikel: "Lüterbueb"
Autor: Flachsmann, Reinh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ligen Verkehr mit ihnen aufzufrischen und zu erheitern.

Oft erfüllt sogar diesen Zweck sehr wohl ein passendes Inserat in einem Blatte. Töricht würde es sein, diese bequeme Möglichkeit nicht auszunutzen und lieber einsam und freudlos dahinzuleben.

Gemeinsame Spaziergänge, Zusammenkünfte zu einem Plauderstündchen an drittem Orte allwöchentlich können auf diese Weise verabredet werden.

Im allgemeinen herrscht die Ansicht, daß es nicht gut sei, wenn eine Mutter ihren Wohnsitz mit in der Familie ihrer verheirateten Kinder nimmt. Jedoch diese Meinung konnte wohl nur deshalb Wurzel fassen, weil es so leicht die Eigenart der älteren Frau ist, ihre Erfahrungen dem jungen Völkchen aufdrängen zu wollen, wodurch eine „Schwiegermutter“, obgleich sie das Beste gewollt, zur Urheberin von Familienzwistigkeiten werden kann. Vermeidet sie diese Klippe, so fällt auch jene Befürchtung in sich zusammen, und ein Leben im Kreise der Kinder und Enkelkinder kann für die Großmutter tausenderlei Freuden mit sich bringen.

Heutzutage erwartet niemand mehr von der älteren Frau, daß sich bei ihr eine Art Verzicht auf das Äußere ausspricht. Auch der in höherem Lebensalter Stehenden steht es gut an, wenn sie Wert darauf legt, in ihrer Kleidung harmonisch zu wirken, und jede Gleichgültigkeit

auf diesem Gebiet ist zugleich ein Raub an dem eigenen Behagen. Ist es doch weniger eine Frage müßiger Eitelkeit, als eine Verpflichtung gegen unsere Nebenmenschen, nicht unsympathisch zu wirken durch Mißachtung der landläufigen Mode oder Unterschätzung solcher Äußerlichkeiten. Das Bewußtsein, unserer Eigenart gemäß gekleidet zu sein, ist sehr wohl von Einfluß auf die persönliche Stimmung, ebenso umgekehrt.

Unflug ist es überhaupt, sich den Lebensmut fast gewaltsam selbst zu schmälern, indem man sich selbst eine Art Schranke entgegensetzt mit dem nicht gerade ermutigenden Ausspruche: „Dazu bin ich zu alt!“

Es ist etwas Schönes um das Bewußtsein, ein tatenreiches, wohl ausgefülltes Leben hinter sich zu haben, doch die Gegenwart darf darüber nicht vergessen werden. Sie erfordert ihr Recht, und nichts vermag das Gegenwärtige mehr zu trüben und die Tatkraft zu lähmen, als fruchtlose Grübeleien über Vergangenes. Ein jedes Lebensalter hat sein Gutes, und so mancher wird Humboldt beistimmen, der den Ausspruch tat:

„Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender, als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartung fast übertroffen!“

Silvesterglocken.

Mitternacht entsteigt der Gruß,
zerrt im Glockenturm am Strange,
daß die harte Winterluft
tief erhebt vom ernsten Klange:
Ist ein Jahr zur Ruh gegangen . . .
Will das Herz euch denn nicht hangen?

Nun verhallt der Sterbeklang,
und auf einer Sternlichtwelle
zittert, voller Jubelschwang,
von der fernen Dorfskapelle
hell herüber neu' Geläute:
Lieblich, lieblich ist das Heute!

Adolf Böttlin.

„Rüterbueb.“

Von Reinh. Flachsmann.

Zu meinen schönsten Jugenderinnerungen gehört jene Zeit, als ich hoch oben im Kirchturm die Glocken schwingen durfte.

Mit fünf Kameraden hatte ich in der Gemeinde das Amt eines „Rüterbueben“. Als Entgelt erhielten wir alle Vierteljahre fünf Franken und am Sylvesterabend, wenn die Menschen einander alles Gute für die kommende Zeit wünschen, bekamen wir droben im

Turmstübchen zwischen dem Jahr-Ausläuten und Neujahr-Einläuten vom Metzger noch eine heiße Wurst mit Brot und ein Glas Most.

Manche glückliche Stunde haben wir im Kirchturm erlebt. Wenn man diesen betrat, gelangte man durch eine enge steinerne und dunkle Wendeltreppe zum Turmuhrboden hinauf. Da mußten wir mit einem Hebel das Uhrwerk aufziehen, und weh dem, der seine

Pflicht vergaß, so daß plötzlich mitten im Tag die Uhrzeiger sich nicht mehr drehten. Aber wir waren auch einigemale böshaft genug und zogen wohl das Werk auf, nahmen aber aus den Gewichtsfesseln die Steine heraus oder füllten die Kessel noch mehr, so daß nachher der Gang des Werkes nicht mehr stimmte. Oben im Glockenstübchen hingen vier Glocken, die mittels durch „Schlitten“ gezogener Seile in Schwung gebracht werden mußten. Es war der Stolz jedes „Lüterbueben“, sowohl den Beginn des Läutens wie das Aufhören ohne „Stürmen“ fertig zu bringen. Als „Stürmen“ wurde bezeichnet, wenn der Schwengel der Glocke zeitweilig nur noch auf eine Glockenseite, statt im richtigen Rhythmus abwechselungsweise auf beide Seiten schlug. Nur bei der größten Glocke war ein Stürmen nicht möglich, da bei dieser durch eine automatische Vorrichtung, die „Gabel“, wie wir sie nannten, der Schwengel sowohl ausgehängt als eingefangen werden konnte. Oftmals an grauen Regentagen, wenn uns im Freien das Spiel versagt blieb, begaben wir uns hinauf in das Glockenstübchen, setzten uns unter den mächtigen Glockenhut auf die „Gabel“ und schaukelten vergnügt. Leise, feine Töne zitterten dann in die Ferne hinaus. Und als wir im Flegelalter waren, da warfen wir uns an den durch den ganzen Turm hinuntergehenden Seilen oftmals in die Nischen der dicken Kirchturmmauern und rauchten da verstoßen und vergnügt unsere ersten, billigen Zigaretten. Ernste und heitere Stunden haben wir verlebt. Wie stolz kam ich mir vor, wenn

es, weil ich am nächsten bei der Kirche wohnte, bei mir lag, die Feierabendstunde für die Kinder etwas verspätet zu läuten. Wie fröhlich waren wir, wenn bei Hochzeiten die Braut uns sog. „Fürsteine“ zum schlecken gab oder uns gar mit ganz neuen Münzen beschenkte, wie es früher oft der Fall war. Lustig steckten wir bei jeder Hochzeit einen mächtigen Besen zum Kirchturmfenster hinaus, so daß alles weit im Dorf herum wußte, warum geläutet wurde. Aber bei Beerdigungen hielten wir uns gerne ernst im Stillen zurückgezogen auf. Die ernstesten, tränenbenetzten Gesichter der Trauernden hielten uns streng im Bann.

Längst ist diese schöne Jugendzeit vorbei, schon lange läuten die Glocken auch mir für ernste und heitere Kirchengänge. Im Kirchturm ist es ruhiger geworden. Wohl hängen die Glocken noch in den gleichen Achsen, wohl nisten die Schwalben noch immer im Turm, aber sie werden von keinen Lüterbueben mehr gestört, denn wenn die vier Glocken klangvoll über Felder und Wälder tönen, so sind sie elektrisch im Betrieb.

Ich aber kann meine Zeit als „Lüterbueb“ nie vergessen, ich lernte früh und ernst Sinn und Bedeutung der Glocken kennen, wie sie Schiller so prachtvoll geschildert hat oder wie sie so schön in jenem Volkslied ausgedrückt sind:

Und zur Tauf' und zur Trauung
Da läuten sie auch,
Das Läuten ist immer ein heil'ger Brauch;
Und wird uns die letzte Ehr' getan,
So fangen die Glocken zu läuten an.

Die Wildtaube.

Auf einem Streifzug, der sie bis an die Grenze des Bergwaldes hinaufführte, fand sie ein Stücklein Semmelrinde. Goldbraun hing es am Rand eines grün bemoosten Felsens, auf dem einige Ausflügler ihren Imbiß verzehrt hatten. Nun zog sie mit ihrem köstlichen Gewinn zu Tal, wo fern, jenseits eines wasserreichen Wieseneinschnittes, ihre Jungen im Wipfel einer Fichte der Fütterung harreten.

Ihr Gefieder leuchtete in der Sonne und im Gefühl der Freude machte sie einige schöne Wendungen, als spielte sie mit den Wirbeln des Morgenwindes und tanze nach dem Tictack ihres munteren Herzens. Doch plötzlich verspürte sie in einem Flügel einen heftigen Schmerz und unten, in der Dichtung, sah sie ein dünnes weißes Wölkchen. Da wußte sie, daß sie von einem Jäger getroffen war.

Sie mußte den Flügel hängen lassen, ruderte dafür aber um so kräftiger mit dem andern. Gottlob, dachte sie, ist der Baum nicht mehr weit, und die Jungen sind ziemlich herangewachsen. Wenn sie nur diesmal noch ihre Portion erhalten könnten — und dazu eine so exquisite, wie sie sie niemals — —

Da zuckte ihr der gleiche Schmerz durch den andern Flügel und in der Tiefe brach sich ein Schall an den letzten vorspringenden Felswänden. Jetzt begann sie ein wenig zu taumeln, aber sie sah die Krone der Fichte mit dem Neste der Jungen näher kommen, sich gewissermaßen herauslösen aus dem Gewirr der Bäume, und so gut es ging, glitt sie nun auf den mattgepreizten Flügeln zum Neste herab.

Die beiden Kleinen rissen ihr, als sie die Schwingen auf den Rand des Nestes stützte, die